



CARINA RICHTER

DAS GOLDENE TAUBENEI

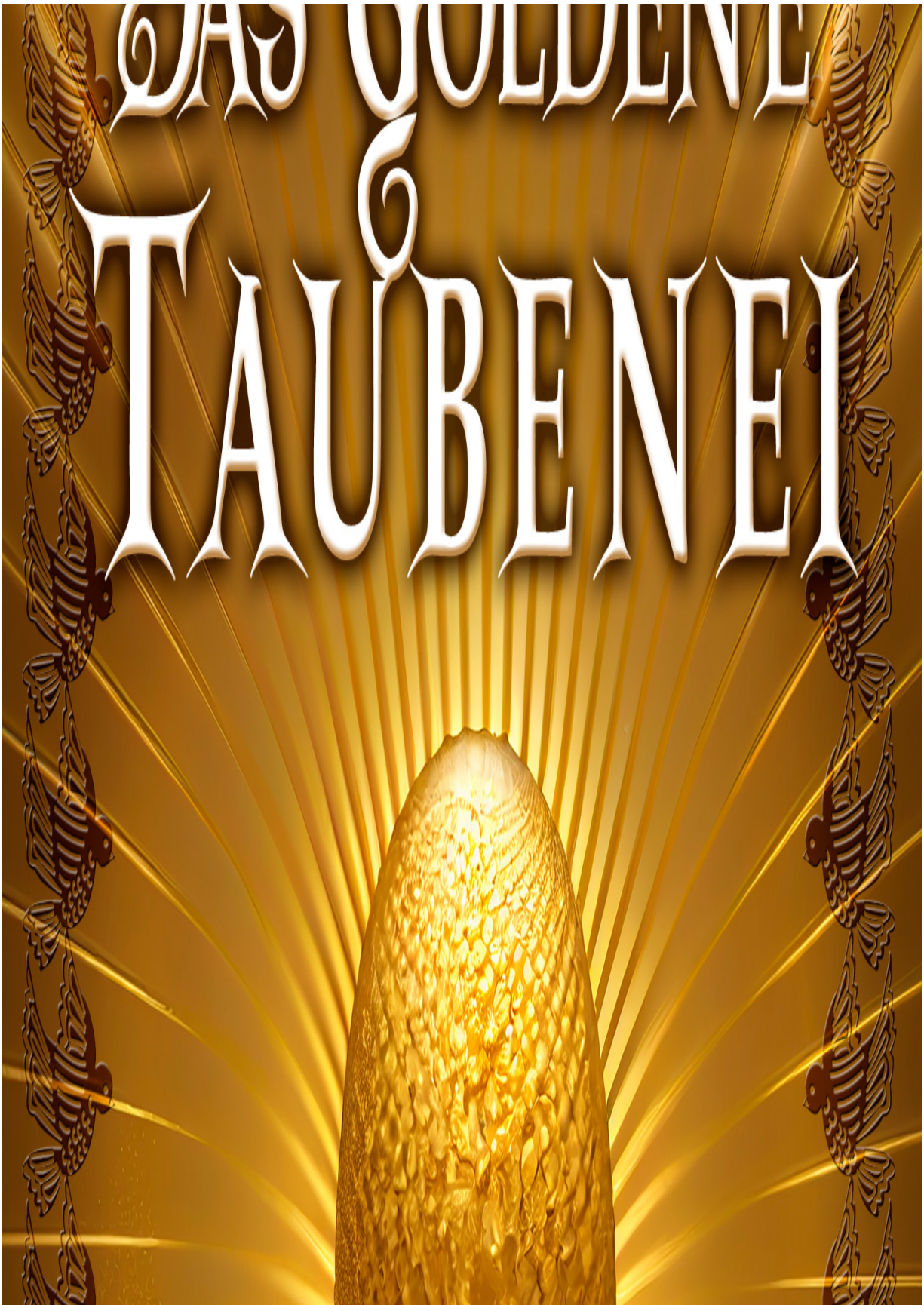


Fantasy



CARINA RICHTER

DAS GOLDENE





Fantasy

Table of Contents

[Title Page](#)

[Impressum](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Die Autorin](#)

Carina Richter

Das Goldene Taubenei

FantasyRoman

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wären rein zufällig

Erste Auflage im August 2026

Copyright © 2026 dieser Ausgabe by
Ashera Verlag, Hochwaldstr. 38, 51580 Reichshof
ashera.verlag@gmail.com
www.asheraverlag.net

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder andere Verwertungen – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Verlags.

Covergrafik: Pixabay
Kapiteltrenner: Pixabay
Szenentrenner: Pixabay
Innengrafiken: Pixabay
Coverlayout: Atelier Bonzai

Redaktion: Alisha Bionda

Lektorat & Satz: TTT



Kapitel 1: In dem ein Plan gefasst wird

Wie die übrigen Nächte der Woche auch war die Kneipe am Rande des adrid'schen Elendsviertels gut gefüllt. Die Holzbänke bogen sich unter dem Gewicht der Gäste, während der volle Mond die vom Regen nassen Gossen erhellte. Fahles Licht spiegelte sich in den Pfützen wider, von drinnen drang der warme Kerzenschein nach außen.

Würde jemand die Spelunke betreten, fiel ihm sogleich der extreme Lärmpegel auf, der auf den Straßen nicht zu hören war. Es war ein Gewirr aus unzähligen Stimmen und Sprachen, deren Sprecher sich alle an jenem Abend gut amüsierten. Um einen runden Tisch in der Ecke des Raumes drängten sich breitschultrige Hünen, die mit erhobenen Fäusten zwei Spieler anfeuerten. Sie spielten Hevlet, ein beliebtes Kartenspiel, bei dem seit Jahren immer wieder hohe Beträge gesetzt wurden. Die Stadtwache hatte ihre liebe Mühe damit, bekannte Hevletbetrüger dingfest zu machen, und genau das war Indiras Vorteil.

Die junge Menschenfrau, kaum ein Vierteljahrhundert alt, saß zwischen den Männern mit lediglich zwei Karten in der Hand und einem großen Haufen Blutstein vor sich. Den Fuß des rechten Beins hatte sie auf den Schenkel des linken gelegt und sie lehnte sich selbstsicher auf ihrem Holzstuhl zurück. Wie flüssiges Gold flossen ihre Haare bis kurz über ihre Schultern. Regelmäßig hackte sie sie mit ihrem Schwert auf eine Länge ab, die ihr bei einer Flucht nicht zum

Verhängnis werden würde. Sie ließ die Karten zwischen den langen, dunklen Fingern hin und her wandern. Ihre Nägel waren abgekaut.

„Was denn?“, fragte sie ihr Gegenüber.

„Spiel schon! Immerhin hast du noch vier Karten! Mit ein bisschen Glück kannst du einen Dreier legen!“

Ihr Gesicht war ausdruckslos. Sie bemühte sich, eine fast resignierte Miene aufzulegen, obwohl sie wusste, dass sie von Anfang an als Siegerin festgestanden hatte. In ihrem Ärmel steckte die Trumpfkarte, die sie geübt in ihre Hand wandern ließ.

„Wenn du nicht legst, dann können wir auch aufhören!“, drängte sie den Mann. Langsam wurde sie unruhig. Sie verstand nicht, weshalb sich dieser Kerl so lange Zeit ließ! Was hatte er zu überlegen? In seiner Hand waren vier Karten und sollte sie richtig gezählt haben, was sie immer tat, dann konnte er mit keiner der Farben etwas anfangen! Indiras jadegrüne Augen verengten sich zu Schlitzern. Sie stierte den Mann an, dessen rundes Gesicht glühend rot angelaufen war. Schweiß tropfte von seinen Schläfen und sie wusste, dass er nervös war. Weil er eben verlieren musste! Sie hatte sich den dümmsten der Truppe ausgesucht und beinahe all ihr Kapital gesetzt.

Dann legte er. Eine Viererreihe. Wie war das möglich?! Ungläubig starrte sie die Karten an, alles Gelbe. Alle die gleiche Farbe! Das konnte nicht sein! Hatte sie sich verzählt? Er musste einfach vier verschiedene Farben gehalten haben. Indira war keine Anfängerin, sie zog regelmäßig Idioten in Kneipen ab und verdiente sich so ihren Lebensunterhalt! Seit zehn Jahren spielte sie Hevlet und kannte jeden Zug, konnte jede Legeweise ausrechnen. Alleine das gegebene Blatt verriet ihr, wie das Spiel auszugehen hatte. Und nun das. Diese Niederlage! Hatte sie zu viel getrunken? Indira trank nie genug, um nicht mehr klar denken zu können. Das war doch einfach ein Ding der Unmöglichkeit!

Der Hüne grinste sie triumphierend an, breitete die Arme aus und donnerte: „Schätzchen, ich denke, ich habe das hier gewonnen!“ Wut kochte in ihr hoch, verdrängte das Unverständnis und brachte sie dazu die Karten auf den Tisch zu pfeffern.

„Das ist ja höchst interessant!“, rief sie. „Ich hätte mir nicht gedacht, dass noch so viele Gelbe im Deck waren!“ Sie sprang auf den Tisch, zog ihr Schwert und hielt es ihm an die Kehle. „Ich denke, dass du betrogen hast“, knurrte sie, doch der Kerl lachte lediglich spöttisch. „Kannst mich ja von oben bis unten abklopfen, Süße!“, neckte er sie.

Sie versetzte ihm einen harten Tritt in die Brust, sodass er mit dem Stuhl umkippte.

„Nein danke, ich steh‘ nicht so auf verschwitzte Trolle!“, knurrte sie.

„Dann musst du’s mir wohl oder übel glauben!“, dröhnte es vom Boden empor. Indira sprang von der Tischplatte, packte diese am Rand und warf das Möbel um. Karten flogen durch die Luft, Blutstein kullerte über die Dielenbretter und der kleine Beutel, in dem sie ihr restliches Geld aufbewahrte, fiel ihr vor die Füße. Sie zitterte am ganzen Körper, wollte nicht wahrhaben, was gerade geschehen war. Da fiel ihr Blick auf den Stapel Karten, die neben dem schwitzenden Kerl auf dem Boden lag. Die vier Farben, die er eigentlich in der Hand halten hätte sollen! Leider waren sie durch ihre Aktion mit dem Ablagestapel vermischt worden. Indira hätte wahrscheinlich ihre liebe Mühe damit gehabt zu beweisen, dass es sich um jene handelte, die er eigentlich hätte spielen sollen! So eine miese Kröte! Sollte ihn doch ein Sumpfdrache fressen und wieder auskotzen!

Mittlerweile hatte sich ihr Gegenspieler wieder aufgerappelt und die Hände in die Hüften gestemmt.

„Ich würde dir anraten meinen Gewinn aufzusammeln“, sagte er, doch sie zischte nur: „Ist ja jetzt dein Geld, also mach dich an die Arbeit!“

Sie drehte sich auf den flachen Hacken ihrer braunen, abgenutzten Stiefel um, fischte ihren Beutel aus der Unordnung und sammelte ihr Hevletdeck wieder auf. Noch nie in ihrem Leben war sie so gedemütigt worden. Zornig warf sie sich auf einen der Hocker an der Bar und knallte dem schmalen Wirt, der gerade mit dem peniblen Polieren eines Kruges zugange war, ein Achtel Blutstein auf die Theke. Er hob die Augenbrauen und sah sie belustigt an. „Erzähl’ mir bloß nicht, du hättest verloren?“, fragte er.

Sie schenkte ihm einen zornigen Blick.

„Dieser Spitzohren... Entschuldigung ... Elfenfreund hat mich über den Tisch gezogen“, knurrt sie, woraufhin der Wirt in schallendes Gelächter ausbrach.

Indira hätte ihm am liebsten die Nase gebrochen.

„Jetzt hast du tatsächlich einmal deine eigene Medizin schlucken müssen!“, dröhnte er.

„Er hat es nicht einmal unauffällig gemacht! Die Kunst ist, damit davon zu kommen, ohne, dass man verdächtigt wird. Er ist ein Amateur, der spielt nicht in meiner Liga“, schmolte sie.

„Was auch immer dich besser schlafen lässt!“, meinte der Wirt grinsend und lehnte sich zu ihr über die Theke.

„Wie viel hast du verloren?“, flüsterte er. Er hätte wissen sollen, dass dies eine gefährliche Frage war, die er da stellte, denn Indira packte ihn am Hinterkopf und knallte seinen Kopf auf das massive Holz. Er jaulte auf, aber keiner seiner Gäste schien sich darum zu kümmern.

„So etwas fragt man eine Dame nicht!“, zischte Indira, als sich der Wirt mit brummendem Kopf wieder aufrichtete. Sie hatte ihn nicht zu hart rangenommen. Immerhin blutete er lediglich ein bisschen aus dem rechten Nasenloch. Sie schlug die Beine übereinander und leerte den Krug in einem Zug.

„Wenn ich den noch einmal erwische, dann schlag ich ihm den Schädel ein.“, sagte sie und wischte sich mit dem Ärmel den Bierschaum vom Mund.

„Renn ihm hinterher!“, schlug der dürre Mann ihr vor, doch sie fuhr ihn an: „Denkst du nicht, das hätte ich nicht getan, wenn ich ihm nachweisen könnte, dass er mich beschissen hat?! Ich bin zwar kein Schwächling, aber der und seine fetten Freunde hätten mich ordentlich zurichten können! Scheiße, so ein Scheiß!“, fluchte sie und gab ihm ein Zeichen den Krug nachzufüllen.

Der Wirt lachte in sich hinein.

„Willst du ihn wirklich finden? Oder die Sache einfach auf sich beruhen lassen?“, fragte er.

Sie schenkte ihm einen ungläubigen Blick. „Ich bin unheimlich nachtragend, das weißt du doch. Wenn mich wer verarscht, den finde ich am Ende dieser verdammten Welt“, damit riss sie den übervollen Krug an sich, sodass das Bier überschwappte und ihre Finger mit Schaum benetzte.

Die Bohnenstange von Wirt sah sich um, als wolle er sichergehen, dass sie von niemandem belauscht wurden. Er lehnte sich nahe an sie heran und flüsterte: „Das Goldene Taubenei.“ Indira hob die Brauen und bedachte ihn mit einem skeptischen Blick. „Bitte?“

Der Wirt verdrehte die Augen. „Ich möchte mich nicht wiederholen müssen. Die Legende ist hier sehr bekannt!“, wisperte er.

„Sehr bekannt? Ich habe mein ganzes Leben in Adrid verbracht und noch nie davon gehört. Was soll das sein?“, fragte sie, der Wirt bedeutete ihr, still zu sein.

„Ich möchte hier keinen Aufruhr. Die meisten Menschen in diesem Raum haben keine Perspektiven, sie würden alles dafür tun, ein wenig mehr Glück zu haben“, erläuterte er, während er wohl versuchte, ihre Konversation von außen so belanglos wie möglich wirken zu lassen. Indira verstand kein Wort. Sie hatte noch nie davon gehört, obgleich der Mann behauptete, jeder kenne die Legende. Noch nie hatte sie die Stadt verlassen. Adrid war groß, reich und hatte alles, was man zum Leben brauchte. Darüber hinaus wusste sie nicht, was sich außerhalb der Stadtmauern befand. Natürlich

dachte sie nicht, die Welt höre auf und man fiel in ein tiefes, schwarzes Loch, aber was sollte da draußen schon auf sie warten, das sie nicht auch hier haben könnte?

„Ein Aufruhr? Warum sollte eine einfache Geschichte zu einer Prügelei führen?“, fragte sie und wühlte mit den Fingern in ihrem Beutel, das Geld zählend, das ihr übriggeblieben war. Drei Ganze, vier Halbe und fünf Viertel. Insgesamt also sechs Ganze und ein Viertel. Großartig, einfach nur großartig! So wenig Geld hatte sie schon lange nicht mehr bei sich gehabt! Wenn sie nun darum spielen würde, müsste sie ihr gesamtes Vermögen setzen, um ein halbwegs anständiges „Gehalt“ herauszuschlagen. Sie verzog das Gesicht. Der Gedanke, so pleite zu sein, gefiel ihr ganz und gar nicht. Indira gab nie alles bis auf den letzten Blutstein aus, hatte immer genug für ein Bett und eine Mahlzeit bei sich. Menschen, die planlos ihr gesamtes Vermögen versoffen oder verspielten, konnte sie beim besten Willen nicht ernst nehmen. Dennoch schob sie dem Wirt ein weiteres Achtel über den Tresen zu. Er nahm es kommentarlos entgegen und füllte ihren Krug wieder auf.

„Keine Prügelei!“, berichtigte er sie und schüttelte den Kopf. „Sondern eine riesige Diskussion! Eine Debatte, die die ganze Nacht andauern könnte und ich hätte in weniger als drei Stunden Sperrstunde, die ich ungern überschreiten würde. Vor allem nicht für solche Dummheiten.“

Jetzt riss Indiras Geduldsfaden! Der Kerl redete bloß wirres Zeug. Wen wollte er damit auf den Arm nehmen?! Sie packte ihn am Schlafittchen und zog ihn nahe zu sich, sodass sie beinahe Nase an Nase standen. „Was. Ist. Das. Goldene. Taubenei?“, fragte sie, jede Silbe nachdrücklich betonend. „Meine Geduld ist heute sehr dünn gesät, wie du dir vorstellen kannst. Also mach dein hübsches Mäulchen auf!“, knurrte sie.

Der Wirt sah sie mit großen, angsterfüllten Augen an. Gut, sollte er. Die Männer hatten sowieso viel zu wenig Respekt vor ihr, weil sie kaum ein Meter sechzig war. Jadegrünen

Augen bohrten sich in Blassblaue. Er hatte sich diesen Abend wohl auch anders vorgestellt, dieser dünne Knilch von Mann. Er legte die verschwitzten, schwieligen Hände auf ihre und bemühte sich darum, die Finger vom Hemdkragen zu lösen. Doch Indira krallte sich nur noch fester in den Stoff und wisperte: „Stell mich nicht auf die Probe!“

Heftig nickte der Wirt und riss sich schließlich von ihr los, nicht ohne einen Teil seines Hemdes einbüßen zu müssen. „Schon gut, schon gut!“, sagte er beschwichtigend, fuhr sich mit den Händen aufgeregt durch die ungewaschenen Haare fahrend. „Ich rück‘ ja schon mit der Sprache raus.“

„Hoffentlich.“

„Niemand weiß genau, was es ist“, setzte er an und erntete sogleich einen unzufriedenen Blick von seinem Gegenüber. „Aber es lässt alle Träume wahr werden, wenn man es nur findet. Diejenigen, die es in den Händen hielten wurden reich, erlangten ewiges Leben oder schafften es, sich an denen zu rächen, die ihnen etwas schuldig waren!“

Indira horchte auf. „Also ist es ein Gegenstand?“

Der Wirt nickte. „Ja, das auf jeden Fall! Ein Edelstein, ein Buch, ein altes Drachenei! Es gibt hunderte Theorien!“

„Und diejenigen, die es gesehen haben? Haben sie denn nicht berichtet?“

Der Wirt machte auf einmal ein unlesbares Gesicht, blickte auf seine Schuhspitzen und biss sich nervös auf die trockene Unterlippe, die so oft aufgeplatzt war, dass sich in der Mitte eine Narbe gebildet hatte, die sie in zwei teilte.

„Na ja ... also ...“, druckste er. „Das ist nicht bekannt. Ich habe noch nie jemanden persönlich getroffen, der sich seine Wünsche über das Ei erfüllt hat. Außerdem wer würde schon gerne in dieses Drecksloch zurückkehren?“

„Du hast also noch nie jemanden getroffen, der das Ding schon einmal in den Fingern gehalten hat?“, fragte Indira, skeptisch, ob sie ihm Glauben schenken sollte. Natürlich kannte auch sie eine Vielzahl an Legenden, aber sie hatte immer schon ihre Zweifel an deren Wahrheitsgehalt gehabt.

Die meisten, so dachte sie, waren an besoffenen Abenden zwischen verkannten Dichtern entstanden, einer blauer als der andere. Ihre Theorie stützte sie vor allem auf die Tatsache, dass die meisten solcher Erzählungen von jedem Menschen anders wiedergegeben wurden. Wenn es sich schon um Tatsachen handelte, warum verkaufte ihr jeder eine andere Version? Und mit dem hier musste es sich genauso verhalten.

Gerade wollte sie dies dem mickrigen Barmann unterbreiten, als sich einer der Gäste, der bis eben noch seinen Kopf mit fünf weiteren Männern über einem langen Tisch zusammengesteckt hatte, zu Wort meldete: „Das Goldene Taubenei?“, fragte er beinahe entzückt.

„Ja, was ist damit?“, gab Indira fast schon genervt zur Antwort.

„Ich möchte mich ja nur ungern einmischen, aber falls du dich auf die Suche machen willst: Es befindet sich in den Mooren an der Grenze zu Sahansika! Dort ist es in einem Nest aus Schilf versteckt, das nur derjenige finden kann, der reinen Herzens ist“, donnerte er heldenhaft und erhob sich, um fortzufahren: „Deshalb werde ich mich nie zu den Glücklichen zählen können, die seinen Segen erhalten.“

Er legte die rechte Hand auf die Brust, schlug die Augen nieder und seufzte traurig.

Einer seiner Kumpanen, zu seiner Linken sitzend, schien damit allerdings nicht einverstanden zu sein, denn er widersprach ihm auch sogleich, was die Lage und den Finder und überhaupt die grundlegende Natur des Eis anging: „So ein Blödsinn, Olf! Das Ganze ist doch nur eine Metapher! Die Reise, die Suche danach, verspricht die Erfüllung des Wunsches, denn nur wer zu sich findet, kann sich von weltlichen Bedürfnissen befreien!“

„Was redest du für einen Scheißdreck?“, mischte sich nun eine offensichtlich angetrunkene Frau ein, deren Kleidung verriet, dass sie für gewöhnlich zwei Straßen weiter in einem einschlägigen Etablissement arbeitete. Auch sie

kämpfte sich wankend auf die Füße, die Hände in der verdreckten Schürze festgekrallt.

„Das Goldene Taubenei ist ein Edelstein! Für viel Geld kann man ihn verkaufen und sich davon endlich ein schönes Leben machen!“, lallte sie und zeigte die drei Zähne, die noch in ihrem Mund verblieben waren.

„Und warum haben es dann schon Mehrere gesehen?“, konterte der Erleuchtung-Suchende. „Weil ...“, sie hob philosophierend den knöchrigen Zeigefinger. „Weil sie es sich gegenseitig verkauft haben!“

„Und der Käufer hatte genug Geld, um es dem anderen abzukaufen?“, drängte sich nun ein hochgewachsener, gutaussehender Mann mit dunklen Augen und einem an den Spitzen nach oben gezwirbeltem Schnurrbart über den vollen Lippen in die Unterhaltung.

„Die Verlobte des Cousins des Freundes eines Bekannten hat bestätigt, dass es sich tatsächlich um ein uraltes Taubenei handelt, aus dem noch nie etwas geschlüpft ist, weil der Vogel, der es gelegt hat, von einer der Unsterblichen Hexen verflucht wurde, nachdem er auf ihr Wohnzimmerfenster geschissen hatte! Jeder, der es in den Händen hält, wird also auf kurze Zeit von ihrer Restmagie durchflutet und kann sich somit jeden Wunsch erfüllen!“, gab er preis.

Das schien einen Kerl, der unweit von Indira Platz genommen hatte, derart zu verärgern, dass er sogleich auf den Tisch sprang, dabei diverse Krüge seiner Freunde umstieß und brüllte: „Das Taubenei ist das Schicksalsbuch der Elfen! Wer es liest, weiß, was mit ihm passieren wird und kann sein Leben daher manipulieren und verändern!“

„Hert, komm' runter vom Tisch!“, wies ihn eine junge Frau zurecht, an seinem Hosenbein zupfend, ehe sie fortfuhr: „Wir haben das schon lange ausdiskutiert. Jetzt setz' dich wieder hin!“

„Und? Seid ihr zu einem Ergebnis gekommen?“, fragte Schnuckelig-Zwirbelbart sie interessiert. Die Angesprochene

zuckte lediglich mit den Schultern und schenkte ihrem Freund einen Blick, der ihn zum Schweigen anhalten sollte, doch das schien ihm herzlich egal zu sein.

„Dass es existiert und das Schicksalsbuch der Elfen ist, das Irovetteknato!“, grummelte er, woraufhin er von der blonden Schönheit einen Klaps auf den Hinterkopf erhielt.

„Hert!“, warnte sie ihn erneut. „Ich diskutiere nicht noch einmal mit dir über diesen Schwachsinn!“

„Schwachsinn?! Was nennst du Schwachsinn, du hirnloses Weib!“, brüllte einer, der hinter dem nach Erleuchtung suchenden Mann saß, woraufhin Hert mit einem „Nenn’ meine Frau nicht hirnlos oder du hast bald keins mehr!“, konterte.

Sein Herausforderer erhob sich, knallte die Fäuste erzürnt auf die massive Tischplatte.

„Ich nenn’ hirnlos, wen ich hirnlos nennen will! Vor allem ein hirnloses Weib, das nicht an Erwiesenes glaubt!“

Chaos brach nun aus. Ein Gewirr an schreienden Stimmen erfüllte den Raum. Indira beobachtete das Geschehen mit der Art Faszination, mit der man einen Pferdewagenunfall verfolgte. Man konnte einfach seinen Blick nicht abwenden. Immer mehr Gäste mischten sich in die Diskussion ein, bis die junge Menschenfrau nicht mehr feststellen konnte, welche Worte aus welchem Mund kamen. Ein Schuh flog knapp an Indiras Kopf vorbei, die entgeistert ihren Krug gegen die Brust presste, der einen Mann am anderen Ende des Raumes treffen sollte, der behauptete das Goldene Taubenei sei eine vollbusige Schankdame in Unukim.

„Was hab’ ich dir gesagt?!“, fauchte der Wirt, der sich unter seiner Schank in Sicherheit gebracht hatte. Von ihm war lediglich ein dunkelbraunes Haarbüschel zu sehen.

„Es bringt nur Streit, wenn man es laut ausspricht!“

Indira wirbelte auf ihrem Hocker herum und legte sich mit dem Oberkörper auf den Tresen, sodass sie dem Wirt kopfüber in die Augen sehen konnte.

„Nun gut, ich bin wohl doch die Einzige, die noch nie davon gehört hat. Rutsch' mal ein Stück!“, forderte sie ihn auf, schwang ihre langen Beine über den Tresen und krabbelte neben den verängstigten Mann, ehe sie sich ihren Krug mit einem schnellen Griff schnappte. Sie nippte an dem mittlerweile warmen Bier. „Ich nehme an, niemand weiß, wo es ist?“, investigierte sie. Noch nie hatte sie eine Geschichte solche Wellen schlagen sehen. Es musste wohl doch etwas Wahres dran sein, wenn sich die Gäste derart echauffierten. Was hatte sie schon zu verlieren? Entweder sie machte sich auf die Suche nach dem Ei und konnte unterwegs einige Leute abziehen oder sie blieb hier und erspielte sich mühsam all das verlorene Geld, ohne die Stadt zu verlassen und etwas Neues gesehen zu haben.

„Klartext: Wie komme ich an das Ei?“, sagte sie und setzte sich ihm gegenüber im Schneidersitz auf den Boden. Der blaue Umhang, den sie trug, fasste sie nun komplett ein. Sie wirkte wie ein schwebender Kopf. Der Wirt ließ den seinen nach vorne fallen und seufzte: „Du siehst doch, was gerade geschehen ist. Ich möchte einfach nicht mehr darüber sprechen!“

Indira schnauzte: „Du hast damit doch angefangen! Die sind ja nur so ausgeflippt, weil sich die Schwachsinnigen sich nicht einigen können, wovon genau die Rede ist. Aber ich werde nicht so durchdrehen.“

Unentschlossen blickte er sie an. Er schien zu lauschen, wie sich die Diskussion dieser illustren Runde an ungebildeten Hünen entwickelte.

„Es ist auf jeden Fall außerhalb Adrids. Ich weiß aus sicherer Quelle, dass es in Rivalla zu finden ist.“

Indira schenkte ihm einen zweifelnden Blick. „Aus sicherer Quelle?“, fragte sie skeptisch, woraufhin der Wirt enthusiastisch nickte.

„Ja, ja!“, bestätigte er. „Dieser Mann war erst vor einer Woche bei mir! Er hätte es nahe Rivalla in einer kleinen Höhle im Wald entdeckt.“

„Was für eine äußerst genaue Beschreibung du mir hier ablieferst. Ich werde es sicher ohne Probleme finden“, schnarrte sie, ihre Stimme vor troff Sarkasmus tropfend, und sie nippte an ihrem Bier, verzog aber angewidert das Gesicht und pfefferte den Krug über den Tresen in Richtung eines besonders lautstark argumentierenden Mannes. Seine Stimme verursachte ihr Kopfschmerzen.

„Mehr kann ich dir nicht sagen. Solltest du ernsthaft vorhaben nach dem Taubenei zu suchen, würde ich mir Mitstreiter suchen, mit denen du ins Feld ziehen kannst.“

Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, schüttelte Indira energisch den Kopf.

„Auf gar keinen Fall!“, protestierte sie. „Ich arbeite immer alleine. Zu viele Köche verderben bekanntlich den Brei und mich verderben zu viele Leute. Du bist der einzige Mensch, mit dem ich überhaupt spreche, und du kennst mich nicht einmal.“

Der Wirt zuckte mit den knochigen Schultern.

„Du musst dir ja keine Menschen suchen!“, sagte er nach einer kurzen Weile. „Oder niemanden von diesen Tölpeln hier. Häng’ einen Zettel am schwarzen Brett am Marktplatz des Viertels auf. Wer sich daraufhin meldet, kann zumindest lesen! Damit gehst du sicher, dass es keine völlig geistig Armen sind.“

Indira lachte auf. „Also wie deine übliche Klientel?“

Ein lauter Krach, als ginge etwas Großes zu Bruch. Der Wirt sprang auf, lugte über die Theke und schlug die Hände vor den Mund. Indira tat es ihm nach und schockiert beobachteten sie zwei Männer, die sich mit Barhockern duellierten und dabei die wahnwitzigsten Theorien verbreiteten.

„Das wird mich so viel Geld kosten! Ihr zwei Vollidioten, stellt die Stühle wieder auf den Boden!“, quietschte er mit der Frequenz einer Maus, der man auf den Schwanz gestiegen war. Indira verdrehte verständnislos die Augen, ergriff das Hemd des Wirts und zog ihn zurück unter die

Schank, nur um aufstehen und ihre Pistole gegen Holzdecke richten konnte. Die elegante Waffe mit langem, schlanken Lauf und versilberten Einlagen, die sich in Form fliegender Vögel um die Halterung wanden, war ihr ganzer Stolz. Sie hatte sie natürlich selbst erworben, sprich einem reichen Idioten abgeknöpft, der dumm genug gewesen war, sich auf eine Partie Hevlet mit ihr einzulassen. Nachdem er keinen Blutstein mehr zu setzen hatte und sich immer noch nicht geschlagen geben wollte, hatte er darauf bestanden, um seine Pistole zu spielen. Nun war sie die glückliche Besitzerin einer Handfeuerwaffe der gerlund'schen Brigade. Jedes Mal, wenn sich ihre Finger um den Griff schlossen, kam die Erinnerung in ihr hoch. An sein verblödetes, rundes, rot angelaufenes Gesicht mit den schwarzen Knopfaugen, die sie ungläubig angeschaut hatten, als sie sowohl sein Geld als auch seine Pistole verstaubt und sich frisch-fröhlich davon gemacht hatte.

Der Zeigefinger legte sich auf den silbernen Abzug und drückte ab. Ein ohrenbetäubender Knall erfüllte den Raum, als die Kugel sich in die Holzvertäfelung bohrte. Sie traf einen grinsenden, fetten Engel genau ins rechte Auge und jagte lange Risse durch die kunstvoll gestalteten Reliefs. Das Holz barst und Splitter regneten auf Indira herab. Die Gäste hielten augenblicklich in ihrer Rauferei inne und sahen die junge Menschenfrau mit aufgerissenen Augen an. Diese stützte beide Hände auf die Schank und lehnte sich ein Stück vor.

„So, jetzt ist Schluss! Wir stellen alle brav die Hocker und Stühle zurück an ihre Plätze und dann vertragen wir uns!“, donnerte sie. Die blonden Haare fielen über die dunklen Wangen und sie bedachte die Gäste mit einem strengen Blick. Widerwillig befolgten sie ihre Anweisungen und verfrachteten das Mobiliar wieder dorthin, wo sie es gefunden hatten.

Indira sprang auf den Tresen, die abgelatschten, braunen Lederstiefel zertraten die Splitter, die auf sie gefallen waren.

„Es wird heute Abend nicht mehr über das Taubenei gesprochen!“, forderte sie mit voller Stimme. „Haben wir uns verstanden?“

„Jawohl!“, kam es gleichtönend von der Menge und die junge Frau beobachtete freudig, wie sie ihren Anweisungen ohne Wenn und Aber folgten. „Brav, brav!“, lobte sie, drehte sich auf den Hacken um und hielt dem immer noch heftig zitternden Wirt die Hand hin, der sie sofort ergriff. Die schweißnassen Finger schlossen sich um ihre. Angewidert verzog sie das Gesicht. Nicht nur verabscheute sie den direkten Hautkontakt, es war nur noch schlimmer, wenn die andere Person vor Schweiß troff.

Sie hievte ihn auf die Füße und sprang auf der anderen Seite wieder von der Schank.

„Ich werde mich jetzt zurückziehen. Ich gehe richtig in der Annahme, dass du noch ein Zimmer für mich frei hast?“, fragte sie.

Der dürre Mann nickte. „Sofern du bezahlen kannst.“

Genervt verdrehte Indira die Augen. „Als wäre ich dir schon jemals etwas schuldig geblieben!“

„Na ja, erinnerst du dich an den Vorfall voriges Jahr? Damals ...“, setzte er an und sofort winkte Indira ab. Sie lachte.

„Nicht doch diese alte Geschichte! Haben wir nicht beschlossen, das zu vergessen!“, erinnerte sie ihn.

Er machte sich daran, die Splitter vom Tresen aufzusammeln, und griff nach einem kleinen Handbesen, mit dem er emsig die Oberfläche säuberte.

„Ich weiß ja nicht, was du beschlossen hast, aber ich ...“, er hielt inne und betrachtete das Loch in der Vertäfelung bedächtig. „Das muss du mir auch ersetzen.“

„Keine Sorge, wenn ich erst das Ei habe, werde ich so reich sein, dass ich dir ein ganz neues Lokal kaufen kann! Oder eine Grundrestaurierung, das hat diese Bude wirklich nötig!“, meinte sie und wies mit dem Daumen auf eine Fensterblende, die nur noch an einer Angel im Rahmen hing.

Er seufzte.

„Ja, ich weiß ... aber seit Lima mit diesem Abenteurer abgehauen ist, komme ich überhaupt nicht mehr zu irgendetwas ...“ Traurig senkte er den Blick und schien sich darum zu bemühen, die Tränen zurückzuhalten, die offensichtlich in ihm aufstiegen.

Indira legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn mitfühlend an, ehe sie sagte: „Weißt du, was Lima glücklich machen würde? Glücklicher als der Abenteurer?“

„Was wäre das?“, fragte er erstickt, die Augen nass und eine Träne rollte über seine Wange. „Wenn du mich heute hier gratis übernachten lassen würdest“, sagte Indira.

Augenblicklich veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Wo noch Trauer in seinen Zügen gelegen war, machte sich nun Gleichgültigkeit breit.

„Aha“, gab er emotionslos von sich. „Das hätte sie sich gewünscht, wenn sie jetzt hier wäre?“

„Natürlich! Du kennst sie anscheinend überhaupt nicht! Ich habe sie zwar nur ein, zwei Mal getroffen und ihr ward sechs Jahre lang verheiratet, aber ich bin mir sicher, sie würde mich gerne hier gratis schlafen sehen!“ Sie lächelte ihn unschuldig an. Der Wirt griff nach einem der Krüge, der wie durch ein Wunder immer noch unversehrt auf dem Tresen stand. Ohne sie anzusehen gab er ihr mit dem Kopf ein Zeichen, dass sie sich gerne auf den Weg nach oben machen konnte.

Sie grinste ihn breit an und schickte ihm ein Küsschen. „Danke! Hast du was zu Schreiben für mich?“

Der Wirt überlegte kurz, kramte dann aber eine vollkommen verbeulte Schreibfeder, ein halbeingetrocknetes Tintenfässchen und eine alte Rechnung voller Fettflecken hervor. „Besser geht nicht“, ließ er sie wissen.

„Ach das ist doch gut genug! Vielen Dank!“, zwitscherte sie und sammelte die Utensilien rasch ein. „Bis morgen!“



Im Obergeschoss waren die Unterhaltungen und die schiefen Gesänge der betrunkenen Gäste beinahe nicht mehr zu hören. Lediglich ein gedämpftes Murmeln erfüllte die leeren Gästezimmer. Das Gasthaus wurde, seit Indira denken konnte, nicht mehr als Übernachtungsort genutzt. Die saufenden Arbeiter, die die Stube füllten, waren die, die das Geschäft am Laufen hielten. Und natürlich Indira, die hier ab und zu die Nacht verbrachte, wenn sie es nicht mehr in das kleine Zimmer schaffte, dass sie über der alten Reederei bezogen hatte, die seit vier Jahren leer stand. Die Räume wurden ohnehin nicht mehr benutzt. Sie waren die längste Zeit von den Hafenarbeitern bewohnt worden, die mit der Reederei umgesiedelt worden waren. Es hatte sich niemand um das Gebäude gekümmert, denn es einzureißen würde zu lange dauern, und die Werkshallen konnten noch als Lagerhallen genutzt werden. Und nicht nur von offizieller Stelle. Mindestens die Hälfte der dort aufbewahrten Ware war Eigentum irgendeiner kriminellen Bande, von denen es in Adrid massig gab. Als erster Anlaufhafen am Warmen Meer für die aus dem Westen kommenden Schiffe war es ein Angelpunkt sämtlicher Gruppen, die mit geschmuggelten Waren handelten. Nicht nur einmal hatte sich Indira an solch krummen Geschäften beteiligt, allerdings ohne sich direkt einer Bande anzuschließen. Sie war nicht dumm. Sollte eine dieser Gruppierungen hochgenommen werden, dann würde sie mit drinstecken und sie hatte nicht die geringste Lust dazu, für die Verbrechen anderer in den Kerker zu wandern. Zwar wollte sie das Gefängnis im Allgemeinen vermeiden, aber wenn sie schon einsitzen musste, dann für ihre eigenen

Missetaten. Adrid war wie ein von innen langsam faulender Apfel: Die Schale war glänzend und unversehrt, doch was sich darunter verbarg, war ekelerregend. Armut und keinen Weg heraus. Wer arm geboren war, musste unweigerlich arm sterben. Wer in Adrid geboren war, musste unweigerlich in Adrid sterben. So viel war auch Indira bewusst. Wenn es nun ein Ziel gäbe, das den Wunsch einer zarten, winzig kleinen Stimme in ihrem Kopf rechtfertigte, die Flucht anzutreten und die Reise aus der Stadt auf sich zu nehmen, dann wollte sie die Gelegenheit beim Schopf packen und alles daransetzen, es zu erreichen.

Indira betrat das erstbeste Zimmer, das nicht abgeschlossen war. Das Schloss war gebrochen, keiner der Schlüssel würde mehr sperren. Es lag in der Dachschräge, in der man ein Fenster montiert hatte, von dessen Scheiben eine ein faustgroßes Loch aufwies. Gut, dass es draußen regnete, ansonsten wäre sie ja trocken geblieben. Das mit Strohmattatze und einer dünnen Decke ausgestattete Bett hatte der Wirt so weit weg wie möglich von dem beschädigten Fenster geschoben, obwohl es ohnehin sicherlich schimmelte. Wenn man Stroh nicht regelmäßig trocken legte, tat es das auch, wenn es nicht direkt im Regen stand. Dann gab es noch einen wackeligen Waschtisch mit einer Blechschüssel, neben der ein leerer Krug stand. Indira wusste zwar, wo die Wasserpumpe zu finden war, verschob die Tätigkeit allerdings auf den Morgen, da sie im Moment etwas Wichtigeres zu tun hatte: Fremde finden, denen sie wohl oder übel die nächsten Wochen vertrauen und auf die sie sich verlassen musste.

Sie hatte noch nie verstanden, weshalb sich Menschen, die sich noch nie getroffen hatten, zusammenschlossen und gemeinsam eine lange Reise antraten.

Indira ließ sich auf den Holzstuhl fallen, der beinahe unter ihrem Gewicht zusammenbrach. „Scheiße!“, fluchte sie, als sie sich am Waschtisch festklammern musste, um nicht umzufallen. Sie breitete die Schreibutensilien vor ihr aus

und machte sich daran das Tintenfässchen zu öffnen. Leider war der Deckel durch die getrocknete Tinte an dem Flaschenhals wie festgefroren, sie musste alle Kraft aufwenden, um ihn aufzudrehen. „Hoffentlich ist noch genug drin, dass ich diesen Scheiß schreiben kann“, murmelte sie. Sie lugte in das Fässchen, doch das Zimmer war dunkel und Indira konnte nicht sehen, wie viel Tinte noch zur Verfügung stand. Sie sah sich nach einer Kerze um, entdeckte allerdings lediglich nur eine direkt im Regen. „Muss ich jetzt ernsthaft bis morgen Früh warten?“

Sie lehnte sich auf dem quietschenden Stuhl zurück und starrte an die Decke. Welche Art von Leuten würden sie wohl auf dieser Reise begleiten? Wenn sie an die Idioten dachte, die sich in der Stube beinahe die Köpfe eingeschlagen hatten, nur, weil sie sich nicht einig waren, fragte sie sich, wie eine Reise mit solchen Kindsmännern enden würde. Nur im Chaos, anders konnte sie es sich nicht vorstellen. Ob sie sich schlafen legen sollte? Immerhin hatte sie kein Licht. Sie musste den Aushang ohnehin bei Tageslicht schreiben.

Sie war völlig erledigt, konnte sich sowieso nicht mehr richtig konzentrieren. Indira blickte aus dem Fenster, lauschte den immer leiser werdenden Stimmen in der Gaststube und ließ sich vom strömenden Regen einlullen.

Wie die Luft wohl auf der anderen Seite der meterdicken Stadtmauern roch? Vielleicht so ähnlich wie die Winde, die vom Meer zu ihr wehten, ihre Lippen salzig schmecken ließen, wenn sie am Hafen saß und die untergehende Sonne beobachtete, die die Wellen golden malte. In drei Nächten würde der Mond voll sein, und in Adrid das monatliche Fest zu Ehren des Mondgottes Lidon gefeiert werden. Normalerweise ein unglaublich lukratives Geschäft für sie. Die hunderten prozessierenden Menschen, die sich anschließend an aufwendig geschmückten Ständen mit Süßigkeiten und alkoholischen Getränken versorgten, waren immer bereit mit ihr eine anständige Partie Hevlet, um gutes